

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

„Kleider machen Leute“



Pfingsten 1946: Familie auf Besuch bei
Planten und Blomen. Foto: Irntraut Schulz

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

„Kleider machen Leute“ heißt eine Novelle des Schweizer Gottfried Keller, in dem eine Verwechslung dazu führt, dass ein armer, aber gut gekleideter Schneider für einen polnischen Grafen gehalten wird.

Verwechslungen sind in dieser Ausgabe ausgeschlossen: Beiträge zu Mode und Kleidervorschriften vergangener Tage werden hier aus erster Hand erinnert – garantiert mit Echtheitszertifikat. Viel Spaß beim Lesen, *Ihre Redaktion*

Mein Zeug – im Kohlenkeller!

(1936-56)

Die Geschichte von meinem Zeug fängt ganz früh an. An einem Sonntag im Sommer, ich mochte wohl fünf Jahre alt gewesen sein, kam mein Freund auf die Idee, einen grasbewachsenen steilen kleinen Hang auf dem Hosenboden hinab zu rutschen. Oh ja! Das ging prima! Dumm war nur, dass ich bereits meine kurze weiße Sonntagshose trug und das Gras noch etwas feucht war vom Tau der Nacht. Die grünen Flecken gingen nie wieder raus.

Im Winter trug ich ein Leibchen mit angeknüpften langen braunen Strümpfen, und zwar bis in den Mai hinein, denn erst mussten „die drei gestrengen Herrn“ vorbei sein, die Eisheiligen. Am 11., 12. und 13. Mai konnte es noch Nachtfrost geben, und der Junge – also ich – bekam immer so leicht Halsweh. Die so genannte „Kalte Sophie“ hatte meine Mutter nicht auf der Rechnung, doch vor den Eisheiligen waren Kniestrümpfe tabu. Die doofen langen Strümpfe habe ich draußen, Halsweh hin, Halsweh her, spätestens ab April immer sofort heruntergerollt, wengleich so ein brauner Rettungsring oberhalb der Schuhe auch nicht so toll aussah.

Da ich ein „Kleckerfritze“ war, musste ich beim Essen ewig lange ein Lätzchen umbinden, „Buschen“ genannt, und beim Spielen eine Schürze – auch zu Hause. Eines Tages vergaß ich sie abzubinden, ging damit in die Schule und zog ahnungslos meinen

Wintermantel aus. Die ganze Klasse jubelte! Ich habe nie wieder eine Schürze umgebunden.

Ein beliebtes Attribut war eine braune Umhängetasche, „Wandertasche“ genannt. Meine Mutter fand sie praktisch, ich aber nicht. Kein Junge in meinem Alter trug so was mit sich herum. Nur ich!

Die lange Hose zu meiner Konfirmation war ein Muss. Wer eine lange Hose trug, ging als junger Mann durch und wurde möglicherweise mit „Sie“ angeredet.

Der taubstumme Schneider aber, der mir aus einem Anzugstoff, der im Keller in einem Koffer das Bombardement überstanden hatte, einen Anzug machen sollte, murmelte immer was von „knipp“. Er meinte offenbar knapp, denn für ihn war eine Weste zum Anzug obligatorisch, und dafür war der Stoff in der Tat zu knapp. Die Ärmel endeten fünf Zentimeter über dem Handgelenk, und die Hosen hatten Hochwasser wie bei einer Flutkatastrophe. Unmöglich! Daraufhin sollte ich mich mit kurzer Hose konfirmieren lassen. „Ist doch nicht so schlimm“, meinte meine Mutter. Wie bitte? Auf mein Statussymbol verzichten? „Dann werde ich eben nicht konfirmiert!“

Zum Glück fand sich eine lange Tennishose meines Onkels, und die wurde eben schwarz gefärbt.

Lange Hosen mussten eine Bügelfalte haben – messerscharf! Mein Va-

ter gab mir den Rat, zum Anziehen auf einen Stuhl zu steigen, damit die Bügelfalte erhalten bleibt und nicht gleich verknickt.

In der Schwarzmarktzeit tauschte mein Vater Öl für eine khakifarbene lange Hose ein, die mir wie angegossen passte. Am Sonntagvormittag ging ich damit Milch holen und reihte mich in die Schlange der Wartenden ein. Ein Mann fragte, ob ich nicht wisse, dass mit Gefängnis bestraft werde, wer Zeug von Besatzungssoldaten trägt. Ich war entsetzt. Meine Mutter wusste Rat. Sie färbte die Hose, doch das ging schief: Die Hose lief ein und passte nicht mehr.

„Früher trugen die Leute im Büro noch Ärmelschoner.“ Wie furchtbar! Dafür trugen wir modernen Männer Ärmelhalter, Sockenhalter und Kragengstäbchen. Praktisch fand ich die Gummikrawatten, die man sich einfach über den Kopf streifte.

Doof hingegen fand ich immer schon die Pelzmäntel für Damen. Außerdem waren die schweineteuer. Es hat mich immer gereizt – bis heute! –

im Kaufhaus da mal irgendwo einen Kaugummi in eine Manteltasche zu stecken. Natürlich gebraucht! Aber die Pelzmäntel sind ja auch nicht mehr das, was sie früher mal waren.

Richtig modisch fand ich in den 50er Jahren den Nikki. Solch ein Pullover war mein Traum. Als ich in einer Jugendherberge ein Mädchen aus Bremen kennen gelernt hatte und Dojo – so hieß sie – besuchte, wollte ich sie groß ausführen. Leider wollte Dojo nichts mehr von mir wissen. Auch gut. Ich fuhr zurück nach Hamburg, kaufte mir einen roten Nikki und besuchte damit ein Konzert von Louis Armstrong in der Ernst-Merck-Halle. Die Karte kostete 5 D-Mark. Ganz schön teuer, oder?

Zu Hause – war ich unordentlich. Mein Zeug warf ich beim Ausziehen achtlos von mir. Ich hatte ja mein eigenes Zimmer! Doch meine Mutter wischte da Staub und drohte, ich würde eines Tages mein Zeug im Kohlenkeller wiederfinden. Das hat sie wahrgemacht! Es hat gewirkt. Nachhaltig.

Claus Günther

„Hochwasser“ zur Konfirmation

(1947)

Bei unserer letzten Zusammenkunft las einer unserer Mitstreiter vor, mit welchen Problemen er bei seiner Konfirmation (ich glaube es war 1948) hier im westlichen Teil unseres Landes zu tun hatte.

Da kam mir schlagartig die Erinnerung an meine Konfirmation ein Jahr früher in der sowjetisch besetzten Zo-

ne. Wir, damit meine ich unsere Familie, hatten gute 12 Monate vorher in dem kleinen Dorf (Dranse, Kreis Ostprignitz) Zuflucht gefunden.

Als der genaue Tag der Konfirmation bekannt gegeben wurde, begann bei meiner Mutter das große Kopfzerbrechen. Was zieht der Junge bloß an? Ich erinnere mich noch, ich hatte

nur eine lange Hose. Dieselbe hatte ich aber schon den ganzen Winter 1946/47 getragen und so sah sie auch aus. Außerdem war ich trotz der schlechten Ernährung ein Stück gewachsen, so dass die Hose kaum noch die Knöchel bedeckte. Dies nannte man eine „Hochwasser“-Hose.

Meiner Mutter ist es dann gelungen, mir eine Breecheshose zu beschaffen. Diese gehörte einem ehemaligen Offizier der Wehrmacht. Er konnte sie nicht mehr tragen, da er bei einer schweren Verwundung ein Bein verloren hatte.

Diese Hose wurde also auf meine Größe zurecht gekürzt und von irgendwoher wurden auch ein Paar Stiefel beschafft. Ich weiß noch, dass ich die Stiefel unmöglich fand. Sie gingen mir bis zu den Knien und waren vorne spitz. Von einem Onkel meiner Mutter bekam ich ein „lüsternes“ Jackett geliehen. Der Stoff bestand aus Kunstseide und hatte einen Glanz ins Silbergraue. So ausgestattet wurde ich konfirmiert.

Ein Bild davon gibt es nicht.

Richard Hensel

Ein Maskenball

(ca. 1949)

Wer einen Ball gibt, lädt zu einer festlichen Veranstaltung ein, dementsprechend kleiden sich die Gäste. Wenn dies aber 1949 geschieht, vier Jahre nach Kriegsende und ein Jahr nach der Währungsreform, darf man davon ausgehen, dass noch nicht alle Eingeladenen über festliche Kleidung verfügen.

Überhaupt spukte der Begriff „Ball“ wohl eher meiner Großmutter im Kopf herum, die sich an ihre Jugendzeit erinnerte, als ich sagte, ich sei zu einem Maskenball eingeladen worden. Meine Mutter hingegen fragte gleich, von wem und wo, und entschied daraufhin, das sei eine ganz normale Maskerade, ich solle mir nur nicht so viele Gedanken machen.

Tat ich aber, denn 1. war ich 18 und hatte noch nie eine Maskerade mitgemacht, 2. wusste ich nicht, als was ich

mich verkleiden sollte, und 3. wollte ich – wenn schon, denn schon – zumindest einen Preis gewinnen: „Die drei originellsten Kostüme werden prämiert!“

Nun war und bin ich vom Typ her eher ein Klamottenmuffel als ein besonders modebewusster Mensch, und das engte mich, meine Kleidung betreffend, weiter ein. Klingt plausibel, doch die Wahrheit ist: Wir waren ausgebombt, und mit dem Zeug, das ich besaß, war kein Staat zu machen, wirklich nicht. Als Königssohn jedenfalls konnte ich schlecht gehen. Hinzu kam: Mich sollte ja auch niemand erkennen vor der Demaskierung, vor allem meine Freundin nicht! Ich grübelte und grübelte, doch schließlich hatte ich eine Idee.

Ich scheidete mein Haar in der Mitte (damals ging das noch), schmierte

Pomade als Festiger drauf, lieh mir von Omi eine Nachthaube und von meinem Onkel ein bodenlanges, ausrangiertes Nachthemd. Dazu eine Sonnenbrille mit einem Glas (ich wollte ja auch was sehen!), Pantoffeln und als Clou des Ganzen ein Ausklopfer – fertig war der Typ „komische Alte“. Ich war sehr zufrieden mit mir und machte mich auf den Weg.

Weniger oder besser gesagt gar

nicht zufrieden zeigte sich nach meiner Ankunft meine Freundin, die mich sofort erkannte und sich danach von mir fernhielt. In den Pantoffeln konnte ich ohnehin nicht tanzen, das Demaskieren konnte ich mir sparen – und einen Preis bekam ich später auch nicht. Obendrein war ich meine Freundin los, und so war mein erster Maskenball dann auch der letzte.

Claus Günther

Leibchen, Litevka, Zweireiher (30er Jahre bis 1960)

Aus frühester Kindheit entsinne ich besonders, dass meine Altersgenossen und ich die merkwürdigen Hemdhosen, Leibchen und langen, braun geriffelten Strümpfe getragen haben. Die Leibchen dienten zur Befestigung der langen Strümpfe. Oft halfen die Eltern beim Anziehen. Das war gar nicht so einfach, denn der Strumpf musste mit einem Knopf am Halter befestigt werden.

Etwas später hatten wir den Dreh raus, allerdings hielten wir diese Beinkleider für mädchenhaft und altmodisch. Trotzdem war die Kinderkleidung frei nach Zille damals praktisch.

Am Badestrand in Pommern 1939 trugen die Damen Einteiler, und das Haar schützten die Frauen mit einer Gummi-Badekepe, vom Bikini war man noch weit entfernt.

Die Herren kleideten sich mit kur-

zen Badehosen, ähnlich wie heute.

Nach 1938 waren Russenkittel oder Litevka in allen gängigen Farben bei den Knaben als Sonntagskleidung sehr beliebt. Die exotische Ausstrahlung war wohl ausschlaggebend. Nach meiner Auffassung war dafür der deutsch-sowjetische Freundschaftsvertrag der Hintergrund.

Ebenso verhielt es sich wohl mit der sportlichen Damenbekleidung nach den olympischen Spielen in Berlin 1936. Meine Mutter sah sehr gut aus und versuchte immer modisch gekleidet zu sein. Sie hatte einen sportlichen, hellbraunen Übergangsmantel und passend dazu einen kleinen, sportlichen Hut.

Einen gewissen Military-Look, also Trainingsjacke, Hose mit bunten Applikationen und Schiffchen-Mütze, habe ich bereits vor 1939 getragen. Zu meiner Einschulung im April 1940

bekam ich einen Bleyle-Matrosen-Anzug, auf den ich sehr stolz war. Offenbar habe ich die meisten Kleidungsstücke von meinem Cousin Henry geerbt, der 2 Jahre älter als ich und etwa gleich groß war. So bekam ich auch 1943 seine komplette Jungvolk-Uniform.

Die Familie meines Cousins war finanziell besser gestellt, und meine Mutter war froh, dass sie sich dadurch einige Ausgaben für ihren schnell wachsenden Ältesten sparen konnte. Für meine beiden Geschwister hat meine Mutter auch auf der Singer-Nähmaschine einiges genäht. In der Küche war Mutter immer mit einer Küchenschürze zusätzlich bekleidet.

Auf einer Reise mit meinem Vater nach Schlesien trug ich eine braune Jägerjacke mit grünem Kragen und Hirschhornknöpfen. Die halbwüchsigen männlichen Verwandten waren riesengroß und durchweg schwarz gekleidet von Kopf bis Fuß.

Die Schuh-Gamaschen meines Vaters aus den zwanziger Jahren fand ich toll, und sie mussten von mir anprobiert werden. Nach 1930 lagen sie nur noch unbeachtet im Schuhschrank herum und wurden zu Silvester oder Karneval zur allgemeinen Heiterkeit angezogen.

Mein Vater war im Berliner Arbeiter-Milieu aufgewachsen, hat aber seine Lehrzeit in einer Anwaltskanzlei erlebt. Später kleidete er sich als Justizangestellter eher konservativ nach Behördenvorschrift. Meistens sah ich ihn im dunklen Zweireiher mit

Krawatte und grauem Filzhut, und im Winter mit dunklem Stoffmantel auf dem Weg zum Arbeitsplatz im Amtsgericht.

Nach dem 2. Weltkrieg haben wir durch die Kriegswirren den größten Teil unserer Kleidung verloren. Irgendwie mussten wir uns mit den Resten von Kleidung und Geschenken von der Verwandtschaft begnügen.

So bekam ich auch Knickerbocker. Anfangs war ich begeistert davon, aber die Begeisterung hielt sich nach einiger Zeit in Grenzen.

Die Westalliierten stellten für die deutsche Bevölkerung umgefärbte Hemden, Hosen und Wäsche als Secondhand-Ware zur Verfügung. Davon machten auch wir Gebrauch.

Nach 1950 hatte ich eine Manteljacke, Joppe genannt, mit Fischgrätenmuster. Der Mantelstoff war schwer, steif und ziemlich dick.

In der Damenmode setzte sich der Fuchspelz mit Kopf durch, und im Winter war ein Muff modern für warme Hände.

In Hamburg habe ich mich nach 1960 beim Herrenausstatter mit einem neuen Zweireiher, Wintermantel und elegantem, grauen Hut und Krawatten eingekleidet. Bei meinen Arbeitgebern, besonders bei der Krankenkasse, war der Anzug mit Krawatte Vorschrift. Nach 1968 waren die Kleidervorschriften häufig lockerer. Einher ging dies sicher mit der politischen und sozial-liberalen Entwicklung in Deutschland.

Peter Bigos

Klein, aber mit Hut!

(1946)

„Der war hinterher sooo klein, mit Hut!“ Ein alter Spruch, eine überholte Aussage. Hüte sind heutzutage nicht mehr so wichtig, zumindest Männerhüte nicht – von Ausnahmen abgesehen, beispielsweise Zylinder.

Als ich heranwuchs, war das noch anders. Die lange Hose zur Konfirmation war ein Muss, doch im Ranking gleich danach folgte der Hut. Man – man? Ja, der junge Mann, der man war, nämlich ich, hatte als Hutträger die Chance, mit „Sie“ angeredet zu werden, und damit war „man“ doch schon fast erwachsen.

Nun war aber 1946 eine schlechte Zeit für Hüte, wenn man ausgebombt war, so wie wir. Meine Mutter und meine Großmutter gingen, nachdem es endlich wieder Dauerwellen gab und die „Entwarnungsfrisuren“, bei denen die Damen ihre langen Haare hinten hochrafften und vorne irgendwie feststeckten, ausgedient hatten, zur Putzmacherin. Die Putzmacherin formte Damenhüte um und dekorierte sie. Sie war das weibliche Gegenstück zum Hutmacher, der sich um Herrenhüte kümmerte. Einmal allerdings fischte die Putzmacherin sozusagen im fremden Revier: Meine Mutter überredete sie, einen grünen Filzhut mit Kordel für mein junges Haupt umzupressen. Das wurde mein erster Hut. Kerzengerade bin ich damit durch die Gegend stolziert und habe ihn grüßend vor allen Erwachsenen gezogen – selbst vor jenen, die

ich vorher nie begrüßt hatte. „Übrigens: Man geht nicht mehr ohne Hut!“, hieß ein Werbespruch aus den 50er-Jahren. Den habe ich schon 1946 beherzigt!

Schlecht

aber sah es mit Mänteln aus. Im Sommer hatte es sich ergeben, dass ich bei einem Spaziergang mit meiner Tanzstundenfreundin Elsie auf meinen Vater traf. Selbstbewusst machte ich beide bekannt. Inzwischen war nun der Winter gekommen. Ich ging noch zur Schule; mein Vater, arbeitslos, blieb meistens zu Hause, außer bei kleinen Besorgungen oder Arztbesuchen. Es ging auch nicht anders – entweder er war unterwegs oder ich, und das hatte einen ganz simplen Grund:

Eines Tages war ich wieder mit Elsie verabredet, und die berichtete mir etwas erstaunt, sie habe am Tag zuvor meinen Vater gesehen. „Und stell dir vor“, fuhr sie fort, „der hatte deinen Mantel an!“ „Nein“, korrigierte ich sie. „Wir haben nur einen Mantel gemeinsam, nämlich den, den ich heute trage. Aber es ist seiner.“



Der Autor mit Hut 1946

Claus Günther

Vom Leibchen zum Fahrtenmesser

(1931-45)

Modisch betrachtet, war ich, wie viele meiner Altersgenossen, als Kind eine Katastrophe. Ich will gar nicht von den Stoffwindeln reden, die gab es auch später noch (und in der Kriegs- und Nachkriegszeit teilweise gar nicht). Nein, ich meine diese entsetzlichen Leibchen und die langen Strümpfe in der kälteren Jahreszeit, aus dicklicher, brauner, geriffelter Wolle.

Gehasst habe ich die kurzen Bleyle-Hosen. Deren Ränder scheuerten an den Innenseiten meiner Beine, insbesondere bei nassem Wetter oder wenn ich mich draußen mal seitwärts in die Büsche geschlagen hatte und der Wind von vorn gekommen war.

Höchst ungerne trug ich auch die so genannte Teufelsmütze. Der Zipfel

vorn in der Mitte gefiel mir überhaupt nicht, und mädchenhaft fand ich sie obendrein.

Einmal aber hat man mich herausgeputzt: Meine Omi kaufte mir einen Matrosenanzug, natürlich mit Mütze, an der zwei schmucke Bänder hingen. Dazu ein kleines braunes Köfferchen. Damit stolzierte ich los: „Marinesoldat auf Urlaub!“ Es war das erste Mal, dass ich eine Uniform trug. Leicht hätte ich mit dieser affigen Bekleidung zum Gespött der anderen Kinder werden können, doch da meine feine Uniform „geschont“ werden musste, habe ich sie wohl nicht oft getragen oder bin schnell herausgewachsen.

Doch dann war da noch der neue Lodenmantel. Einerseits passt die Farbe grün überhaupt nicht zu mir (ich könnte schreien!), andererseits war dieser mein neuer Mantel mindestens zwei, wenn nicht drei Nummern zu groß für mich – er hörte wirklich erst einen Zentimeter über dem Boden auf. „Glauben Sie mir: Da wächst der Junge schnell rein, gnädige Frau!“, wird die Verkäuferin zu meiner Mutter gesagt haben. Natürlich waren auch die Ärmel viel zu lang, doch die wurden einfach umgeklappt. Als ich mit diesem Mantel in die Schule kam, rief ein Mitschüler spöttisch: „He, Paster! Paster!“, und andere öffneten das nach. Ich sah wirklich aus wie ein grüner Pastor aus Hintermwalde.



Die Uniform der Hitlerjugend hingegen trug ich anfangs mit Stolz. Das Halstuch mit dem Lederknoten imponierte mir, noch mehr allerdings das Fahrtenmesser. „Blut und Ehre“ stand darauf, und ich bilde mir heute noch ein, auf der anderen Seite sei eine Kerbe gewesen, die wir „Blutrinne“ genannt haben, aber angeblich stimmt das nicht. Zumindest aber war das Fahrtenmesser etwas anderes als der Spruch: „Messer, Schere, Gabel, Licht dürfen kleine Kinder nicht.“ Jetzt waren wir endlich groß!

Als wir dann in der Kinderlandverschickung die Nachricht von Deutschlands bedingungsloser Kapi-

tulation bekamen, war ich froh, ab sofort keine Uniform mehr tragen zu müssen, nie mehr! Allerdings habe ich mir ernsthaft überlegt, wie ich Leute grüße, wenn ich nicht mehr 'Heil Hitler' sage. 'Guten Morgen', 'guten Tag', 'guten Abend'? Das hatte man uns doch gründlich abgewöhnt! Heute denke ich manchmal, wie es sich angehört haben würde, wenn Hitler einen Doppelnamen getragen hätte. 'Heil Müller-Lüdenscheid'? Wie lächerlich! Ob wir Deutschen das auch wohl mitgemacht hätten? Wer weiß.

Claus Günther

Das Sonntagskleid

(1943)

Solange ich unter den Fittichen meiner Mutter lebte, war es absolut selbstverständlich, dass ich sonntags „schön“ angezogen wurde. Das galt auch für Besuche bei den Freundinnen meiner Mutter oder bei den Großeltern und ganz besonders natürlich zu allen hohen Fest- und Feiertagen.

Als ich älter wurde, aber noch zu Hause wohnte, achtete Mutti streng darauf, dass ich „richtig“ angezogen war und anständig frisiert, bevor ich mich auf den Weg ins Theater oder zu einem Treffen mit meinen Freunden machte. Nie erloschen ihre Vorwürfe, dass ich ihre Fürsorge nicht genügend wertschätzte und mich wenigstens einmal entsprechend der schönen Kleider vorsehen sollte.

Zum Beispiel bei unserem ersten Landausflug 1943 von Berlin in die Nähe von Wismar. Zu einem Bauern, der ein entfernter Verwandter von Verwandten war, und den ich vorher noch nie gesehen hatte.

Er hatte uns eingeladen, um dem Bombenhagel in Berlin zu entfliehen. Auf seinen Hof am Rande eines idyllischen Wäldchens. Wie es sich für einen Sonntagsausflug zu einer Einladung gehörte, galt auch hier die mütterliche Kleiderordnung:

Neue, schwarze Lackschühchen, weiße Kniestrümpfe, ein Organza-Kleid mit Puffärmeln und Rüschen sowie eine farbige Seidenschäpe schienen meiner Mutter als erster Auftritt ihrer 6-jährigen Tochter ange-

messen. Im Winter hätte ich dem neuen Onkel in einem gesmokten, dunkelblauen Wollkleid und langen weißen Strümpfen, die an einem Leibchen befestigt wurden, meine Aufwartung machen müssen.

Am Bahnhof in Wismar erwartete mich, meinen ebenso herausgeputzten Bruder und die frisch ondulierte Mama ein zünftig gekleideter Landwirt in Schaftstiefeln, kariertem Hemd und Cordhosen mit einem Einspänner. Unsere erste Kutschfahrt vorbei an gelbbraunen Feldern, kleinen Waldstücken, wie viel schöner als U-Bahnfahrten durch Berlin.

„Passt auf, dass ihr Euch nicht gleich die Kleider schmutzig macht!“, mahnte meine Mutter höchst besorgt beim Hochklettern auf den Kutschbock. Und schon war alle kindliche Unbefangenheit wieder dahin.

Eine Stunde später hielt die Kutsche vor einem am Wald gelegenen Bauernhaus. Vor der Tür ein großer Strohhaufen, auf dem sich fröhlich schnatternd kleine Enten tummelten. Das sah lustig aus, also warum sollte ich da um den Strohhaufen herumlaufen statt mittendurch, um mit den anderen ins Haus zu gelangen. Ich konnte doch erst einmal die kleinen Entchen begrüßen.

Gesagt, getan, aber oh weh, eh die Erwachsenen mich zurückhalten konnten, steckte ich bis zum Hals in einer undefinierbaren Brühe. Der Strohhaufen entpuppte sich als mit Stroh abgedeckte Jauchegrube.

Mit festem Griff, und zum Entsetzen der halb ohnmächtigen Mutter,

holte mich der Bauer heraus. Aber ach, mein nagelneuer Lackschuh war in der Jauche stecken geblieben und nicht mehr auffindbar, trotz noch so vielen Stocherns. Da war die nächste Strafpredigt nicht mehr fern.

Ein Festkleid für die Gänse.

Als ob die Jauchegrube nicht Warnung genug für Mama gewesen wäre, doch endlich für landgerechte robuste Kleider zu sorgen, musste ich unter Protest sonntags wieder das Organza-Kleid anziehen. Inzwischen verbrachten wir den Sommer 1943 in Sternberg wieder bei Verwandten von Verwandten. Aus Furcht vor den Bomben in Berlin. Sozusagen eine Privat-Evakuierung mit Schulpflicht. Aber nicht nach Schlesien wie die meisten Schulklassen.

„Auf keinen Fall“, entschied meine Mutter, „da kommen die Russen zuerst hin, wenn alles zu Ende ist.“ Das erfuhr ich natürlich erst, als alles zu Ende war.

Also ging ich in die 2. Klasse der Dorfschule, lernte mehr über Getreide als alle meine späteren Mitschüler in den höheren städtischen Klassen.

Und ich ging zum Gänsehüten! In Organza, sonntags nachmittags. „Sei schön vorsichtig“, rief die Mutter hinterher, als mich meine neuen Sternberger Schulfreunde zum Gänsehüten auf die Gänsewiese abholten. Das hatte ich als Stadtkind natürlich noch nie gemacht.

In sicherem Abstand zu den gackernden, mit weit ausgestreckten Hals herum jagenden Gänsen wollte

ich mich erst einmal ausruhen. Und schon war's geschehen, Was ich für eine fremde grüne Wiesengrasrabatte hielt, entpuppte sich als ausgeprägter Haufen Gänsescheiße, in den ich mich mit aller Kraft fallen ließ. Oh meine arme Mutter, als ich mit grün-

gefärbtem Hinterteil im kostbaren Organza wieder „wohl duftend“ heimkehrte.

Zugegeben, Ich hatte ein etwas schlechtes Gewissen.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

Dress-Code der späten 50er Jahre

Als ich älter war, begann der später so genannte Dress-Code: Das kleine Schwarze mit der Perlenkette, Seidenstrümpfe mit Naht, die ständig dazu neigten, sich schief um die Wade zu schlängeln, und Schuhe mit bleistiftdünnen Absätzen, wie sie jetzt wieder in Mode sind. Aber damals, Mitte bis Ende der 50er Jahre, waren sie natürlich mit Leder bezogen.

100 Meter mit den verdammten Dingern über Kopfsteinpflaster laufen – und das Leder hing in kleinen Fetzen um das Absatzende.

Wenn alles danebenging und der festliche Anlass besonders wichtig war, verlor man den Gummi des Pfennigabsatzes zwischen zwei Pflastersteinen. Man blieb einfach hängen und riskierte, den ganzen Absatz abzurechen oder der Länge lang hinzufallen. So entwickelte ich einen gehörigen Abscheu vor diesen bürgerlichen Mode-Diktaten.

Ich besaß ja sowieso schon aus Geldmangel nur eine Minimalgarde-robe. Bestehend aus selbstgeschneiderten Sackkleidern für die Vorlesun-

gen und eventuell auch für Theaterbesuche.

Aber mein ganzer Stolz war eine im Laden für Berufskleidung erworbene Original-Bäckerhose, schwarzweiß kariert. Dazu trug ich einen bis zu den Knien reichenden langen weinroten Pullover, den ich meinem 1,90m langen Vater abgeschwatzt hatte. Das Ganze ergänzte ich mit flachen Ballettas, die ich mir vom Semesterjob mit Tütenkleben erspart hatte.

Da es in dem Sommer 1957 in München viel regnete, wollte ich meine kostbaren Schuhe natürlich nicht aufweichen lassen. Also lief ich barfuß durch München. Ich fand mich großartig. Die Haare schulterlang wie Juliette Greco, das sparte den Friseur.

Als ich meine Mutter bei ihrem ersten Besuch in diesem Aufzug in Empfang nahm, verlangte sie strikt, dass ich gefälligst zehn Meter Abstand zu ihr zu halten hätte. Niemand sollte auf die Idee kommen, dass sie etwas mit mir zutun haben könnte.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

Not macht erfinderisch

(1944/45)

1944 war ich 14 Jahre alt und somit noch im Wachstumsalter. Meine Kleidung wollte nicht mitwachsen.

Da kam meine Mutter auf die Idee, einfach ein Stück Stoff von einem ihrer Kleider in einen meiner Röcke einzupassen. Da es ein Faltenrock war, musste das Stück Stoff auch sehr lang sein. Sie meinte damals, dass sie das Stück nicht unten ansetzen wolle, weil es dann erst recht verlängert aussehen würde. So setzte sie sehr sorgfältig das lange Stoffstück etwas höher in den Faltenrock ein, und ich konnte ihn noch ein Jahr länger tragen.



Das Foto zeigt mich mit meiner elf Wochen alten Schwester.

Gleich nach dem Krieg 1945 fehlte es uns nicht nur an Nahrungsmitteln, sondern auch an Kleidung. Die Erwachsenen hatten alle sehr viel nachgedacht und sich gegenseitig Tipps gegeben, wie sie fast aus Nichts etwas herstellen konnten.

Mein Vater brachte Maschinenöl von seiner Arbeit mit nach Hause und meine Mutter briet darin Kartoffeln, die wir aus unserem Garten ernten konnten, den wir noch behalten hatten. Diese Bratkartoffeln hatten in unserer Familie eine durchschlagende Wirkung.

Irgendwann brachte mein Vater Getreide mit nach Hause. Meine Mutter röstete die Körnchen in einer Pfanne schön braun, mahlte sie in unserer Kaffeemühle, die man zwischen die Knie klemmte, und dann mit einer Kurbel drehte. Aus diesem braunen Pulver kochte sie dann „Kaffee“.

Immer noch hatten wir eine alte Hakenkreuzfahne, die meine Mutter am 20. April (sehr wichtig: Hitlers Geburtstag) in die dafür angebrachte Vorrichtung über unserer Ladentür steckte.

Meine Mutter hatte ebenfalls am 20. April Geburtstag, und wenn die Nachbarn die Fahne über unserem Laden sahen, sagten sie: Ach, Elisabeth hat ja heute Geburtstag!

Aus dieser Fahne nun trennte meine Mutter den weißen Kreis mit dem schwarzen Hakenkreuz heraus und nähte für mich aus dem roten Stoff einen Rock. Auch wenn der Rock an der Stelle, wo das Hakenkreuz gesessen hatte, etwas roter und der übrige Stoff ein wenig verblichen war – was machte das schon!

Lisa Schomburg

„Ordnung muss sein!“

Viele technische Einrichtungen, aber auch Gebräuche und Redensarten gibt es heute, von denen wir damals noch nichts wussten. Nun sagen viele der alten Leute, dass die Disziplin und das höfliche Benehmen damals besser waren. Das stimmt auch in gewisser Hinsicht, aber nur weil es eben üblich war.

Jahrzehnte lang unterlag man einer Art Kadavergehorsam, in dem es Regeln gab, wie: „Die Kinder darf man sehen, aber nicht hören!“ Und bei den Frauen hieß es. „Kinder, Küche, Kirche!“

Obrigkeitsdenken gab es also schon lange, und bei den Nazis erst recht. Vorgesetzte mussten ehrerbietig begrüßt werden, und Kinder mussten den Erwachsenen in den Bahnen Platz machen. Ich, damals 10 Jahre alt, war in die Harburger Berge zum Bickbeeren (Blaubeeren) sammeln gefahren. Ständig gebückt, eine Stunde hin und eine zurück mit der Straßenbahn. Todmüde war ich, musste aber immer stehen.

Alles zu schildern, was früher anders war als heute, besser oder schlechter, würde zu weit führen. Hier soll nur einiges angedeutet werden, und wir Zeitzeugen können ja Antworten darauf geben, wenn sich solche Fragen ergeben. Beispiele:

Hauptstraßen in den Städten verödeten deshalb, weil es seit den sechziger Jahren Supermärkte gab. Die „Tante-Emma-Läden“ (keiner nannte sie da-

(20er Jahre und später)

mals so!) verschwanden. Wenn es dort mal nicht so voll war, konnten sich die Kunden mit den Verkäufern unterhalten. In Hamburg hieß es „einen Klönschnack halten.“ Der Kunde war König.

Heute steht man lange an den Kassen und die Begrüßung lautet immer „Hallo!“. Dann hat man zu zahlen, man ist nicht König, sondern eine Art „Godelsel!“

Doch zurück zur „guten alten Zeit.“ Jeder zweite trug eine Uniform, die auch, verharmlost, Dienstkleidung genannt wurde. Bahn und Postbeamte, sogar Schaffner in den Bahnen trugen Uniformen mit Sternen und anderen Rangabzeichen. Sie verrichteten keine Arbeit, ihre Tätigkeit wurde „Amtshandlung“ genannt. So mancher Zeitgenosse verhielt sich ihnen gegenüber devot. Immerhin war man, in Uniform, eine Respektperson.

Sogar das Personal in den Krankenhäusern trug einheitliche Kleidung. Ärzte in weißen Kitteln mit silbernen Knöpfen und Krankenschwestern mit blauer Bluse, weißen Schürzen und Hauben. Kranke hatten oft den Eindruck, „gefälligst“ gesund werden zu müssen! Manche hatten eine „Weißkittelangst“.

Im öffentlichen Leben wurde „Sauberkeit“ ganz groß geschrieben. In den Kaufhäusern sah ich Spucknapfe mit Sägespänen, und in den Bahnen hieß es auf Schildern: „Beim Niesen, Husten, Spucken bediene

Dich des Taschentuches“. Wer es nötig hatte, ging in die mit Teer bestrichenen Männerpissoirs. Es wurde an die Wand gepinkelt, aber unten verlief eine Abflusrinne. In den anderen öffentlichen Toiletten, die Bedürfnisanstalten genannt wurden, gab es Kabinen für zahlende Benutzer, aber auch für solche, die wenig Geld hatten. Da hieß es dann: „Für Minderbemittelte.“ Ja, Ordnung muss sein.

Und da wir gerade bei dem Thema sind. Am Hamburger Hauptbahnhof wollte ich so einen gewissen Ort benutzen. Ein würdiger, in weiß gekleideter, Toilettenwärter verlangte 15 Pfennig, riss von einem „Jodler“, so hieß bei uns die Rolle, etwa 20 Blatt ab und geleitete mich in eine Kabine.

Nur die sollte ich benutzen. Auch eine Amtshandlung.

Im Bahnverkehr, aber auch bei U- und S-Bahn, fuhren die Menschen in der ersten bis zur vierten Klasse. Natürlich gab es da dann auch Preisunterschiede. Es wurde oft und streng kontrolliert. Im Hauptbahnhof gab es den Wartesaal der ersten und zweiten Klasse mit Restaurantbetrieb. Und einen Saal für die unteren Klassen.

Als ich einmal im Wartesaal der zweiten Klasse eine Limonade bestellte, kam prompt die Kontrolle. Da ich nur die Fahrkarte der 3. Klasse hatte, wurde mir barsch bedeutet, den Saal zu verlassen. Ja, Ordnung muss sein!

Günter Lucks

Urbanes Leben in den Zwanzigern (1920 und später)

Nach dem 1. Weltkrieg wurde in der damals noch selbstständigen Stadt Altona ein Wohnbauprojekt verwirklicht, das deutschlandweit Beachtung fand.

Es wurde nämlich eine geschlossene Reihenhaussiedlung erbaut für die in vorbildlicher Weise je Haus etwa 200 bis 300qm Grünfläche vorgesehen waren mit dem Ziel, den Einwohnern eine zusätzliche Ernährungsquelle zu schaffen. Dies bedeutete, dass diese Flächen wirtschaftlich genutzt werden sollten, Obst und Gemüse anzubauen sowie Kleinvieh zu halten. Mein Elternhaus war eines von diesen zweigeschossigen Reihenhäusern, und es

gackerten ein Dutzend Hühner in unserem Hühnerstall. Auch zwei Kaninchen gehörten zum Tierbestand.

Diese Siedlung schloss sich sozusagen zu einer dörflichen Gemeinschaft zusammen, in der ein reger Kontakt mit den Nachbarn an der Tagesordnung war. Es gab Bewohner, die diese Gemeinschaft mit Veranstaltungen, u. a. Kinderfesten, zusammenhielten.

So gab es im Zentrum dieser Siedlung einen großen „Aufmarschplatz“, der eingerahmt war von einer Produktionsgenossenschaft (heute würde man den als Supermarkt bezeichnen) und einem Gasthaus namens „Lindenkrug“ mit Räumlichkeiten für

Tanzveranstaltungen und Kinovorführungen.

Für uns Kinder war diese Siedlung ein wunderbares Betätigungsfeld, auch auf den engen Straßen, da jeder Autoverkehr in der damaligen Zeit Seltenheitswert hatte. Spiele aller Art waren für uns Kinder dort eine ungefährliche Selbstverständlichkeit.

Natürlich hatte dieses Leben auch seine Schattenseiten. Dazu gehörte, dass ich für meine Kaninchen Grünfütter beschaffen musste. Schlimmer noch als diese Pflichtübung war jedoch, dass ich für meine Mutter, wenn sie „Große Wäsche“ hatte, die

kräftezehrende Wring- bzw. Mangelmaschine kurbeln musste.

Ansonsten war unser spielerischer Aktionsradius unbegrenzt. Im Winter war Rodeln im Volkspark angesagt, und im Sommer lagen wir mit dem Stadtteil Lurup in Fehde und fochten nahe am Rand des Flugplatzes Bahrenfeld unsere sogenannten Straßenschlachten aus.

Kurzum: Das Ambiente in dieser Siedlung bescherte uns Kindern eine unbeschwerte Jugendzeit – eine Zeit ohne Computer und Handy und doch voller Leben.

Wilhelm Simonsohn

Zeitzeugen im Dialog

Eine kurze Geschichte

Geschichte ist das, was geschehen ist. Wenn mir die Butterstulle hinunterfällt, so geschieht das. Ist sie in Sekundenbruchteilen unten angekommen – natürlich mit der Butterseite zuerst! –, so ist das schon Geschichte. Eine schöne Geschichte ist das allerdings nicht, eher eine dämliche. Wobei „dämlich“ keineswegs diskriminierend gemeint ist, aber der Gegensatz heißt nun mal herrlich, und herrliche, großartige, wunderbar berührende, ja sogar märchenhafte Geschichten gibt es schließlich auch – wenngleich viel zu wenige.

Die meisten Geschichten sind eher dramatisch, und viele sind richtig böse. Gäbe es allerdings nur nichtssa-

gende Geschichten, wären die Medien schlimm dran, allen voran die Zeitungen und das Fernsehen.

Zeitzeugen erleben Geschichten, sprechen und schreiben darüber. Zeitzeuge kann jeder sein, der bei Verstand ist, sei es Mann, Frau oder Kind. Manche hasserfüllten oder angstbesetzten Zeitgenossen allerdings verbreiten plumpe Parolen und *reden falsch Zeugnis wider ihren Nächsten*, wie es in der Bibel heißt; sie meinen, das sei ihr gutes Recht. Wenn sie dann auch noch skandieren *Wir sind das Volk* und *Lügenpresse*, so ist das ein Widerspruch: Gerade unsere Demokratie und die Pressefreiheit erlauben ihnen ja, Unwahres zu

behaupten und zu publizieren! Ob sich wohl auch nur einer von diesen nationalistischen Schwadronierern vorstellen kann, was es bedeutet, bedroht in einer Diktatur zu leben und von einem wahnsinnigen 'Führer' in einen Krieg getrieben zu werden, der Millionen Tote gefordert hat?

Wir älteren Zeitzeugen haben das erlebt; viele jüngere kennen Zeitzeu-

gen-Geschichten aus den Berichten ihrer Eltern und Großeltern und sagen, wie wir: Keine Gewalt – nie wieder Krieg!

Zeitzeuge, wie gesagt, kann jeder sein, der bei Verstand ist.

Claus Günther

Polizeiakademie 27. Januar 2016



„Junge Leute, die die Zeit nicht erlebt haben, die könnten auf nationalsozialistisches Gedankengut leicht hereinfallen. Die lassen sich vielleicht davon verführen. Das ist ganz gefährlich“, ergänzt der ehemalige Schauspieler Petersen. Ob er die Befürchtung hätte, dass die junge Generation sich verführen lasse, wird er gefragt. Für seine fünf Söhne und die 13 Enkelkinder würde er die Hand ins Feuer legen. Aber junge Leute – wer weiß?

Anlässlich des Holocaust-Gedenktages am 27. 1. 2016 wurden die Zeitzeugen Peter Petersen und Claus Günther eingeladen, über ihre Erinnerungen zu berichten.

Ort war der Mensa-Saal der Akademie der Polizei, wo fast 200 Auszubildende und Studenten/innen des Polizeidienstes sehr aufmerksam den

Berichten der Zeitzeugen zuhörten. Es gab eine überaus positive Resonanz.

Mit freundlicher Genehmigung der Polizei Hamburg, Quelle:

<http://akademie-der-polizei.hamburg.de/verschiedene-veranstaltungen/veranstaltungen/>
Zusammenstellung Ulrich Kluge

„Das sind doch Nazi-Parolen!“

Fast schon empört klingt der 84-jährige Claus Günther bei diesen Worten, anlässlich des Holocaust-Gedenktages am 27. Januar 2016 in der Mensa der Akademie der Polizei Hamburg.



(Bild: Polizei Hamburg)

Anlässlich des Holocaust-Gedenktages schilderten die beiden Zeitzeugen der NS-Zeit Peter Petersen und Claus Günther vor geladenen Gästen der Polizeiführung und weiteren 180 Auszubildenden und Studenten der Polizei Hamburg, eindrucksvoll ihre Erlebnisse aus der damaligen Zeit.

Er und der 92-jährige Peter Petersen sind aufgrund dessen befähigt, das aktuelle Vokabular der Parteien des rechten Spektrums genau einzuordnen. „Der Ausdruck „Volksgemeinschaft“ oder „Hier muss mal aufgeräumt und durchgegriffen werden“ - Das ist doch Nazijargon!“, erklärt der rüstige Hamburger der Zuhörergemeinde.

London Calling und Hongkong lernt Lorient kennen

London

Am 9.3.16 hatte ich ein Gespräch mit Herrn Stephan Sounders von der ASA Production (UK). Herr Sounders ist Dozent an der High School London, Lektor für Film und Television für zwei Universitäten und für weitere Kunden.

Thema waren die letzten Kriegsmomente und die Nachkriegszeit mit britischer Besatzung, die Lebensmittelknappheit, Hunger und Frieren, Kohlenklau, Schwarzmarkt usw. Das Interview fand in englisch statt, in reinem Oxford-Englisch!

Lore Büniger

Hongkong

Im Frühjahr 2015 besuchte die Hongkonger Journalistin Yi Min Chen Hamburg und u. a. das Seniorbüro. Sie recherchierte für einen Beitrag über „Active Ageing“ in Deutschland, gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung.

Im Dezember 2015 erreichte uns schließlich die Druckausgabe des „Ming Pao Weekly Hong Kong“ (s.u. kleines Bild, Titelseite), mit einem Interview mit unserer Zeitzeugin Lore Büniger. Wie zu sehen ist, konnte Lore Büniger Interesse am deutschen Kulturschatz Lorient wecken. Ein ausführlichere Veröffentlichung in Buchform soll folgen.

Ulrich Kluge



九十二歲的Lore Büniger與十多歲時養的狗戲弄

「這是一本關於Lorient的書，也是一本關於Lorient的書。」

Lore Büniger的文筆在德國文壇上，一舉一動都引起許多媒體的關注。

德國作家Lore Büniger與她的九歲大孫子



三十多歲時，Lore Büniger在倫敦

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。

她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。她從倫敦出發，開始了她的寫作生涯。



德國作家Lore Büniger與她的九歲大孫子

Das Memoro-Projekt

Im Januar 2016 haben Hamburger Zeitzeugen an einem groß angelegten internationalen Projekt namens MEMORO teilgenommen. Der Projektleiter der deutschen Sektion, Nikolai Schulz, München, war in den Norden angereist und filmte an drei Tagen Hamburger Zeitzeugen. Spannende Gespräche haben stattgefunden. Aus dem daraus entstandenen Material hat Nikolai Schulz professionell und in gut verdaulichen Portionen kleine



Video-Clips produziert und es „für die Ewigkeit“ aufbereitet!

Im Archiv zu finden sind die Zeitzeugen Claus Günther, Ingeborg Schreib-Wywiorski, Lore Bünger, Karl-Heinrich Büchner, Günter Lucks, Wilhelm Simonsohn, Peter Petersen und Irmtraut Schulz.

Die Einträge finden sich unter <http://www.memoro.org/de-de>
Zwei Beispiele:



10.4 Min.

Politische Beobachtungen eines Flüchtlings aus de...
von Karl-Heinrich Büchner | geladen vor 26 Tagen

Nachdem er als Teenager kurz vor dem Mauerbau Sachsen verlassen hat, blieb er bis heute ein aufmerksamer Beobachter beider Systeme.

gesehen 109 mal



6.4 Min.

Die erste Liebe als Kriegsgefangener in Russland
von Günter Lucks | geladen vor 39 Tagen

Seine erste Liebe entwickelte sich im April 1949 zu einem Mädchen, welches auf der anderen Seite des Zaunes wohnte. Er durfte teilweise sogar das Lager für private Treffen mit ihr verlassen.

gesehen 125 mal

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingeborg Schreib-Wywiorski, Carsten Stern. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.

Seniorenbüro
ENGAGEMENTFÖRDERUNG IN HAMBURG
Hamburg e.V.

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 62): Redaktionsschluss: 2. August 2016
Thema: „Zur Fahndung ausgeschrieben: Unsere Polizei!“

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben. Für Interessierte, Einsteiger und „alte Hasen“. Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

Gruppe Hamburg (City)

Leitung: Dr. Werner Hinze
 Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat, von **10.00-12.00 Uhr**, im Seniorenbüro, Brennerstr. 90.
 Mai 2016: Di., 03. + 17. 05.
 Juni 2016: Di., 07. + 21. 06.
 Juli 2016: Di., 05. + 19. 07.
 Aug. 2016: Di., 02. + 16. 08.
 Sep. 2016: Di., 06. + 20. 09.

Gruppe Quickborn

Leitung: F. Schukat, U. Neveling.
 Jeden 1. und 3. Do. im Monat, **10.00-12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengemeinde, Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter.
 Jeden 1. Freitag, **10.00-11.30 Uhr**. Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-Samusch-Str. 9.
 Tel. 04102- 21 15 15

Interkulturelles Erzählcafé

Leitung: Kathrin Fredebohm
 Jeden letzten Freitag im Monat, 11.-14.00 Uhr. Für Dulsberger und für Menschen mit Migrationshintergrund. Im Senioren Treff Dulsberg, Dulsberg-Süd 12.
 Tel. 040- 6965 8084

Gruppe Wedel

Leitung: Dorothea Snurawa
Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erdgeschoß, **10.00 – 11.30 Uhr**.
 Di., 12. Juli. 2016: „**Alte Berufe – Wandel von Arbeitsformen**“.
 Einführung Volquard Broders
 Kontakt: Tel.: 04103-1895255.
www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden 2. Dienstag, **10.00 Uhr**, im DRK Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124. Infos: www.ewnor.de

Exkursion

Am Dienstag, 10. Mai 2016, besichtigen die Zeitzeugen das Polizeimuseum in der Carl-Cohn-Straße (HH-Alsterdorf). Es gibt Tatwerkzeuge und Ermittlungsexponate zu bestaunen. Anmeldungen bis zum 6. Mai 2016 im Seniorenbüro.

Kontakt

ZZB-Geschäftsstelle Hamburg
 Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A.
 Seniorenbüro Hamburg e.V.,
 Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
 Tel. 040 – 30 39 95 07
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
www.zeitzeugen-hamburg.de